

Gezähmte Wildnis: Auf der Halbinsel Llyn verläuft die 13. Bahn des Nefyn Golf Clubs. Tierbändiger: Der Schafzüchter Caerwyn Roberts (re.) wirft sich bei Wind und Wetter einen lebendigen Pelz über



# NATUR

Kuschelig sind in Snowdonia nur die Schafe. Über die Berge pfeift der Wind, das Meer klatscht an schwarze Felsen, und die Wälder tropfen. Wanderer lieben die störrische Landschaft im Norden von Wales: Sie hat Charakter, wie ihre Bewohner

## IN RAUEN



## MENGEN

VON CHRISTIAN SYWOTTEK (TEXT) UND TILMAN SCHUPPIUS (FOTOS)

# SOUVENIR VOM GLETSCHER

Blau wie Angelinas Augen: Der See, beim Abschied der Eiszeit entstanden, diente einem „Lara Croft“-Film als Kulisse

LLYN GWYNANT LAKE



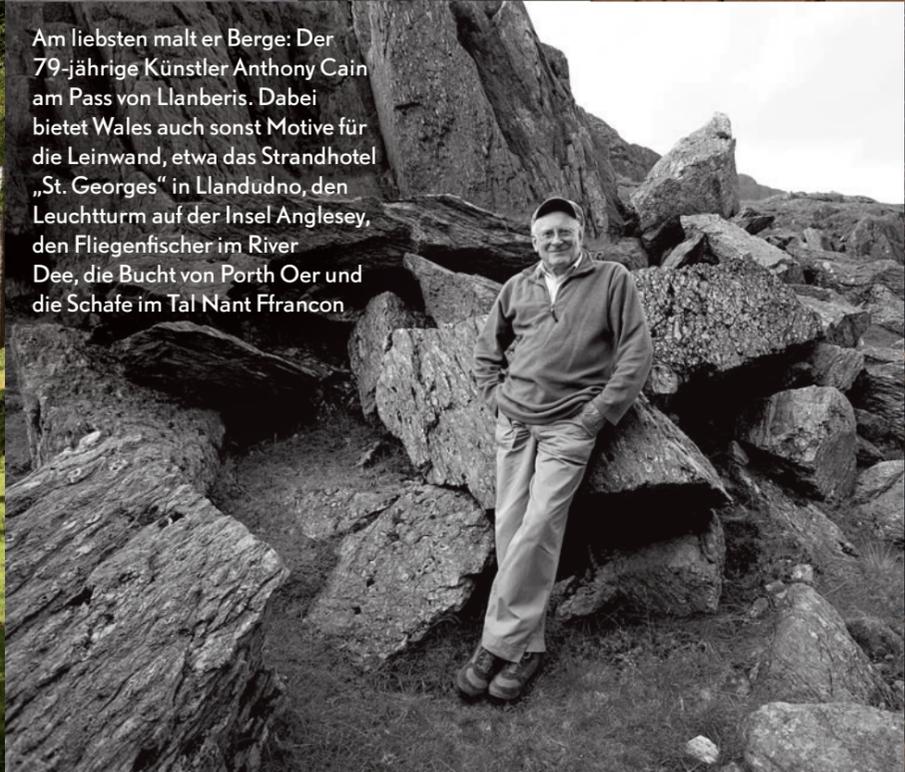
# EIN LAND IM FELSMANTEL

PORTH OER

Bei Ebbe, wenn das Meer Ruhe gibt,  
tauchen an der Küste von Llyn die zerklüfteten  
Felsen der Bucht Porth Oer auf



Am liebsten malt er Berge: Der 79-jährige Künstler Anthony Cain am Pass von Llanberis. Dabei bietet Wales auch sonst Motive für die Leinwand, etwa das Strandhotel „St. Georges“ in Llandudno, den Leuchtturm auf der Insel Anglesey, den Fliegenfischer im River Dee, die Bucht von Porth Oer und die Schafe im Tal Nant Ffrancon





HORSESHOE PASS

# GRÜNE WELLE UND ZUNGENBRECHER

**R**EGENTROPFEN, GRAS UND SONNE haben dem Felsen einen Umhang aus silbergrünen Pailletten spendiert – ein angemessenes Kostüm für ein Porträt. Zu Füßen der Steinquader hält eine raue und rissige Hand einen Pinsel. Strich für Strich zeichnet der Maler Anthony Cain das Dinas Cromlech auf Papier, dieses 60 Meter hohe Kliff in Snowdonia, dem Herzen von Nordwales. Eine gezackte Mauer aus Stein, die fast senkrecht in die Höhe ragt.

„Wenn ich male“, sagt Cain, „dann ist das, als kletterte ich noch einmal auf die Berge.“ Er ist 79, und bis vor wenigen Jahren reichten seine Kräfte noch für abenteuerliche Touren. Nun bannt er die Felsen in Farbe. An den Wänden seiner Galerie in Llanberis hängen die Bilder dicht an dicht. „Die Berge haben Charakter“, sagt Cain. „Mal sind sie scharf, mal ganz weich. Sie haben Linien, vielfältiger als jedes Gesicht. Sie sind freundlich, aber sie können auch zuschlagen.“ Jedes Jahr stürzen Wanderer vom Crib Goch in die Tiefe, dem schmalen Grat, der zum 1085 Meter hohen Snowdon hinaufführt, dem höchsten Berg in Wales.

Berge – es gibt so viele davon in Snowdonia. Ein Landstrich, den Reisende vor gut 200 Jahren als „nichts als Abfall nach der Sintflut“ beschrieben, als barbarisch und schreckenerregend. Morastige Wege führen durch Wälder, die tropfen, durch kanalenge Täler, gesäumt von krautigen Hängen, deren Spitzen in grauweißen Wolken verschwinden. Windgepeitscht. Umspült vom Meer, das, abhängig von Ebbe oder Flut, nach Ferne riecht oder angeschwemmtem Blasentang.

Noch heute wirkt der Nationalpark so schroff, als könnte er Menschen abschütteln wie lästige Insekten. Aber die klammern und suchen Nähe, auf den schmalen Passstraßen, die den Wande-

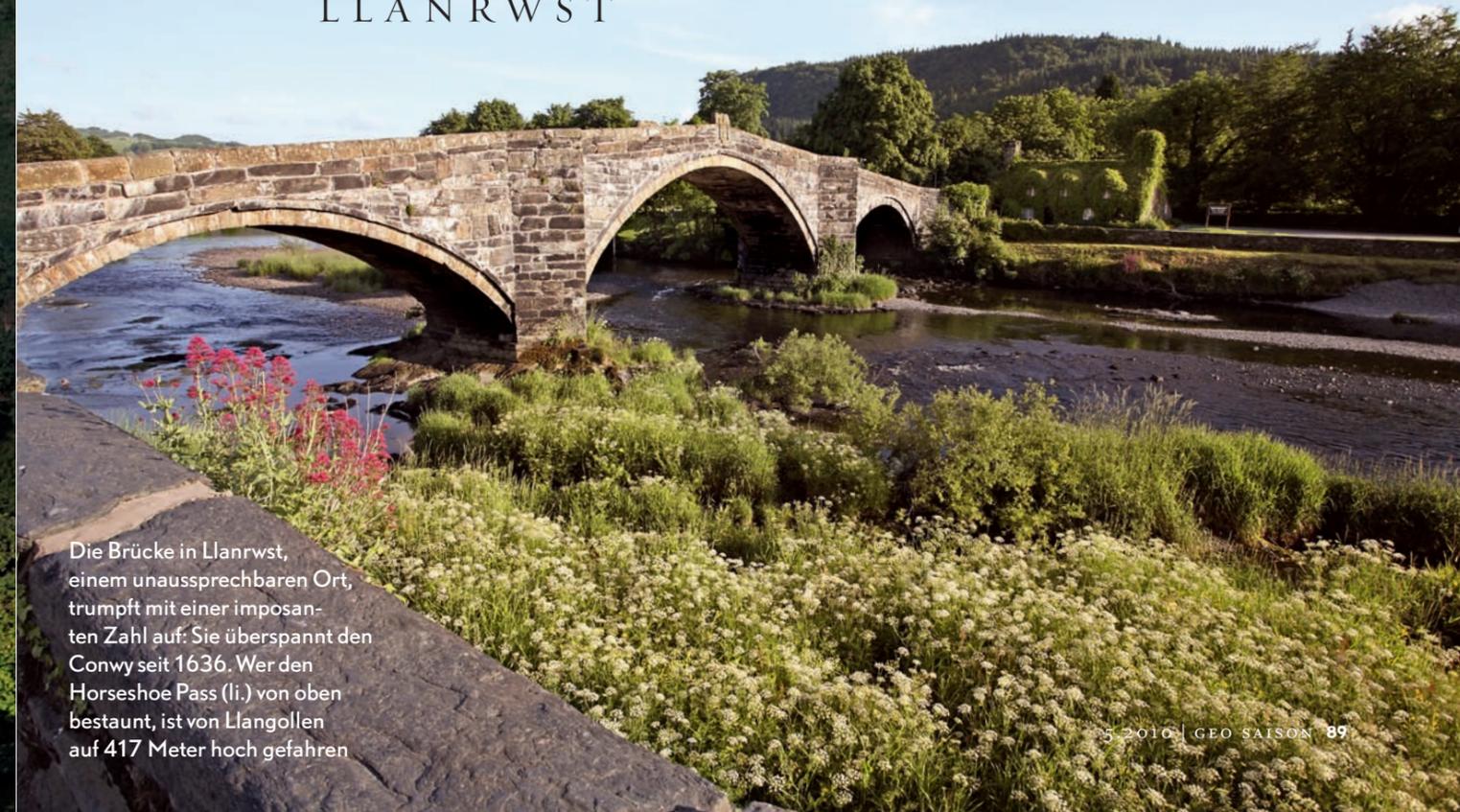
rer durch die Wolken leiten. Zu Wiesen, die durchzogen sind von Steinmauern. Von oben sehen sie aus wie gesplittertes Glas.

Kuschelig ist gar nichts hier, die Szenerie zeigt sich herb, spröde, scharfkantig. Aber Anthony Cain ging sie einfach nicht aus dem Sinn. Der Maler hatte sie verlassen, lebte in Kanada und Schottland. Seit 22 Jahren ist er zurück bei seinen Bergen. „Ich bin umgeben von Freunden“, sagt er. „Warum sollte ich an einem anderen Platz leben?“

Hinterwäldler, arme Schlucker: Jahrhundertlang galten die Waliser wenig im britischen Reich. Im 13. Jahrhundert wurden sie vom englischen König Edward I., dem Eroberer, unterworfen, der ihnen Burg für Burg auf die geliebten Hügel baute, insbesondere seinen Herrschersitz, das gewaltige Caernarfon Castle an der Meerenge von Menai. Im 16. Jahrhundert folgte die Zwangsvereinigung mit England; die eigene Sprache wurde, bis zu ihrer Renaissance vor wenigen Jahren, abgedrängt ins Private. Wer hier reich wurde oder adelig, wanderte schnell nach England aus und baute seine Schlösser fern der Heimat. Nicht umsonst lebt der Prince of Wales in London. Aber die Verachtung hat die Einheimischen geeint. „Cymru“ heißt „Wales“ – diese Tätowierung findet sich oft auf Unterarmen und Schultern walisischer Männer.

„Wir sind anders als die Engländer“, sagt der Volksänger und Politiker Dafydd Iwan, ein massiger Mann von 67 Jahren. „Wir sind emotionaler, künstlerischer.“ Eben einfach nicht so steif. Seit Jahrzehnten besingt Iwan den walisischen Stolz, hat als Präsident der Waliserpartei „Plaid Cymru“ durchgeboxt, dass Walisisch in seinem Council Gwynedd erste Schulsprache wird. Vor 40 Jahren landete er im Kampf für die eigene Sprache sogar im Gefängnis, eine Zeit, an die sein Song „Pam fod eira'n wyn?“ erinnert, „Warum ist der Schnee weiß?“ Jedes Jahr tritt er beim Eisteddfod auf, dem

LLANRWST



Die Brücke in Llanrwst, einem unaussprechbaren Ort, trumft mit einer imposanten Zahl auf: Sie überspannt den Conwy seit 1636. Wer den Horseshoe Pass (li.) von oben bestaunt, ist von Llangollen auf 417 Meter hoch gefahren

Poetenwettbewerb, zu dem sein versprengtes Volk aus aller Welt anreist. Zwar spricht nur noch jeder fünfte Waliser Walisisch, „aber es werden wieder mehr“, tröstet sich Iwan.

Vorbei sind die Zeiten, in denen Nationalisten Autofahrern mit englischen Nummernschildern die Luft aus den Reifen ließen und englische Ortsschilder übermalten. Damals fachte Iwan den Widerstand mit seinen Liedern an, heute verkauft er mit seiner Plattenfirma walisischen Rap, Rock und Chorgesang in die ganze Welt. Mit Edwards Burg hat er Frieden geschlossen. Noch der eiligste Tourist kommt auf seiner ABC („another bloody castle“)-Tour am Mauermonstrum vorbei. Und wohl nirgendwo sonst sprechen so viele Menschen Walisisch wie in seiner Heimatstadt Caernarfon, können sie Ortsnamen wie Llanuwchllyn fehlerfrei über die Lippen kriegen. „Am Ende haben wir doch gewonnen“, meint Iwan.

Aber wer ist eigentlich dieses „wir“? Für Dafydd Iwan sind damit die gemeint, die Walisisch beherrschen, die, die das Leben ruhig angehen lassen. „Araf“, so steht es auf fast jede Straße in Nordwales gepinselt. „Langsam“ heißt das, und was für weniger Unfälle auf den kurvigen Sträßchen hinter Himbeerhecken sorgen soll, gibt das Motto für den Rhythmus in den Orten ab und den einsamen Gehöften. Von den Hängen, auf die Waliser ihre Schafe treiben, rinnen bedächtig Bäche, deren Wasser man bedenkenlos trinken kann.

Siebenhundert Tiere rupfen Gras auf einem welligen Hochplateau hinter kilometerlangen Steinmauern. „Das ist schon ein hartes Leben“, sagt der Bauer Caerwyn Roberts, 67. Dreihundert Meter hoch über dem Meer bei Harlech steht seine Farm „Fferm Merthyr“, bis gestern war das Gut für eine Woche im Nebel verschwunden. Böiger Westwind treibt ihm Tränen in die Augen.

Es ist Mittagszeit, am Vormittag hat Roberts wieder mit seinem Sohn Steine geschichtet, fünf Meter schaffen sie an einem Tag. „Da brauchst du ordentliches Essen“, meint Roberts. Seine Frau Bet reicht Schinkensandwiches mit Orangenchutney, dazu Rosinenkuchen und starken Tee. Gleich wird Roberts weiterschichten. Walisische Schafe bleiben das ganze Jahr über auf den Wiesen; sie brauchen Schutz, auch wenn ihnen das Gras auf der nur handbreiten Krume genug Energie für ein dickes, wolliges Fell gibt.

**N**UR DIE ZEIT MACHT PAUSE, dort oben auf der Fferm Merthyr. Schafe hüten, im März den Lämmern ins Leben helfen, im Juni hundert Schafe am Tag scheren, freitags auf dem Viehmarkt in Dolgellau um gute Preise feilschen. So war es, so ist es.

Caerwyn Roberts schlüpft wieder in seine grünen Gummistiefel, pfeift nach Jim, Jet und Lassie, den Hütehunden. „Für die Ruhe hier oben“, sagt der Mann im Weitergehen, „bin ich dankbar.“

Dankbarkeit – ein Gefühl, das auch Urlauber empfinden. Weil das Land sie nicht in einen Strudel stürzt, sondern nach und nach ihre Sinne weckt. Etwa wenn der Wind die Natur zum Klängen bringt: Eichen brausen dann, Lärchen fauchen, mannshohe Büsche grummeln vor sich hin. Wer das Gesicht ins Gras legt, riecht die Erde, wie frischgebackenes Brot duftet sie. Und je näher der Besucher der Küste kommt, umso stärker schmeckt er das Salz auf der Zunge.

Das Meer hat Nordwales fest im Griff. An den breiten Stränden und in den Häfen versteckter Fischerflecken wie Moelfre oder Church Bay lässt es blaurote Boote schaukeln und wieder aufs Trockene fallen, legt den geriffelten Meeresboden frei, in dessen Prielen Kinder mit Netzen auf Krebsfang gehen. Wenn am

## P O R T H   D I N L L A E N



„Das ganze Land muss auf den Tisch“, findet der Koch Chris Chown aus Pwllheli, auch die Schätze des Meeres, durch das sich der Pier von Llandudno zieht. Linke Seite: Wer ins Küstendorf Porth Dinllaen will, muss laufen. Nur Einheimische dürfen Auto fahren



Morgen in Llandudno die Jogger ihre Runden auf den Planken des Piers drehen, schimmert es blaugrau empor und färbt sich vor dem Sonnenuntergang leuchtend rosa.

Und immer wieder steht der Wanderer plötzlich am Ende der Welt. Landet an einem Ort, an dem es einfach nicht mehr weitergeht, weil der Himmel oder das Meer den Weg versperren. „Alles läuft spitz auf einen Punkt zu“, sagt Jim Cotter, „als ob sich Lebenslinien trafen.“ Der Reverend hebt die Schultern, fährt sich mit der Hand durchs graue Haar. „Aber unsere Grenzen machen uns geduldig. Wir sind auch empfänglich für das, was wir nicht begreifen.“ Cotter merkt das jeden Sonntag, wenn seine Kirche voll ist, „sogar wenn im Januar der Regen waagrecht heranpfeift“. St Hywyn steht auf einem Kliff am westlichsten Punkt des Festlands, ganz am Ende der Halbinsel Llyn. Das Dorf Aberdaron besteht sonst nur noch aus ein paar weißen Häuschen, zwei Pubs, einem Laden. Aber so richtig, meint Cotter, könne er die Gläubigkeit auch nicht erklären.

**D**OCH MAN MUSS NICHT RELIGIÖS SEIN, um zu verstehen. Es reicht eine halbe Stunde Bootsfahrt hinüber zu Bardsey Island. Ein Haufen Steine mit einer Wiese, in der Hafeneinfahrt liegen Seehunde und Kegelrobber auf den Felsen. Außer der Familie des Vogelbeobachters und dem Inselwart leben nur noch der Bauer Steven Porter auf Bardsey, seine Frau, die zwei Kinder. Schafe, Kühe, Hühner und Bienen. Wenn Porter fernsehen will, wirft er den Dieselgenerator an. Sein Kino ist der Himmel. Für den Kühlschrank braucht er Gasflaschen, das Telefon arbeitet mit Solarkraft. Die Eltern unterrichten ihre Kinder zu Hause. Einmal in der Woche legt das Postboot an, wenn das Wetter schlecht ist, kann es auch länger dauern. Porter macht das nichts. „Ich fahre ja nur alle zwei Monate aufs Festland zum Einkaufen.“

Nordwales in all seiner Schroffheit gilt vielen als das gelobte Land. Den Walisern selbst, die nicht weg wollen und es doch müssen, weil es kaum etwas gibt, das Geld abwirft. Den Engländern aus den Städten, die für ein Wochenende frei atmen wollen und oft für immer bleiben. In Wales stehen keine Häuser leer, selbst die vielen Kapellen sind heute Galerien, Kindergärten oder Wohnhäuser. Begehrt ist das „Manchester Money“, weil es Nordwales am Leben hält. Gehasst, weil es die Immobilienpreise nach oben treibt. „Wir haben einen Minderwertigkeitskomplex“, meint Chris Chown, „weil wir so klein sind. Dabei steckt unser Land voller Schätze.“ Vor 22 Jahren kam der Sterne-Koch heim, um sie zu heben. Aufgewachsen mitten im Wald, in Betws-y-Coed, zog er nach London, Zürich und wieder nach London, kochte sich zum Erfolg und kaufte Plas Bodegroes, ein heruntergekommenes Anwesen nördlich von Pwllheli. Seitdem arbeitet er dort an dem einen Ziel: „Das ganze Land muss auf den Teller.“

Da liegt es dann. Zartes Lamm. Welsh Black Beef, weil die Rindviecher in Wales so langsam wachsen und richtig gutes Fleisch geben. Spargel und Lauch von der Insel Anglesey. Hummer und Krebse aus der See. Rote Bete und Blaubeeren. Der 53-Jährige packt das Land so gut in seine Töpfe und Pfannen, dass es ihm in den vergangenen 14 Jahren immer wieder einen Michelin-Stern eingebracht hat.

Seine Karriere, erklärt er, habe er nur seiner Heimat zu verdanken, die bis heute keine großflächigen, chemisch gedüngten Monokulturen kennt. Wo Bäcker wirklich backen, Fleischer wursten, Fischer Netze einholen und Käser ihre Laibe bürsten. Zwischen Bergen und Meer sitzt der Koch am Abend auf der Veranda, blickt über die Wiese, hin zu der alten Allee aus fassdicken Bäumen. „Mein Essen gehört hierher“, sagt er, „Ich gehöre hierher. Ich bin ein glücklicher Mann.“

Ein Mann, ein Ort. So einfach ist das manchmal. ■